

# «Ich bin nun mal Katholik – so what?!»

Gerhard Pfister glaubt zu wissen, wie der Verfall der CVP zu stoppen wäre. Ob ihm die Partei folgen will, ist fraglich

Von Benedict Neff, Zug

Die CVP war einmal eine Welt. Unbestritten ruhte sie im Glauben. In der Innerschweiz, im Wallis, in Fribourg und in Appenzell Innerrhoden wählte man die CVP. Nicht um ihrer Ideen willen, denn eine Idee hatte die Partei nie, sondern aus der Geborgenheit einer Herkunft, die eine katholische war, und aus der Notwendigkeit, dem eigenen Milieu in der protestantisch dominierten Schweiz eine Stimme zu geben.

CVP war eine Tradition, die man in Familien pflegte wie den Besuch der Kirche. Man studierte in Fribourg, ohne darüber nachzudenken, man war in der Studentenverbindung. Sei es, dass man christlich-sozial, liberal oder konservativ dachte; religiös war oder nicht – man wählte CVP.

Von 1954 bis 1958 hatten die Konservativen drei Bundesräte, 1963 machten sie mit 23,4 Prozent Wähleranteil das stärkste Ergebnis in ihrer Geschichte. Zusammen mit der Kirche wurde die Partei in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts aus der Gesellschaft gedrängt. Gelegentlich mäandriert sie nach rechts, öfter aber nach links, allmählich der Bedeutungslosigkeit entgegen. Am Ende der eigentümlichen Prozession geht niemand, der diesen Verfall betrauern würde. Denn das CVP-Milieu ist fast nur noch eine Erinnerung.

Der Katholizismus ist bis heute die einzige Klammer dieser Partei geblieben, die schmale Basis, die verhindert, dass es sie im Gezerre zwischen Katholisch-Konservativen und Christlich-Sozialen zerreisst.

«G.P.»

Einer, der all das weiss, ist Gerhard Pfister. Im Café Speck, einem Tearoom aus den 40er-Jahren, unweit des Zuger Bahnhofs, sitzt der Innerschweizer CVP-Nationalrat hinter einer Tasse Tee. Ein Ehering, eine feine Uhr, eine Stecknadel des Lions Club am Revers, an den Enden der Hemdärmel die Initialen: «G.P.». Die Gestalt schon fast südländisch: ein dunkles Büschel Haar kühn in die hohe Stirn geworfen, eine kleine Narbe am linken Nasenflügel, der Blick durch zwei kleine, kluge braune Augen, die stets ruhig, aber bestimmt zu fragen scheinen: «Was wollen Sie eigentlich?!»

«Die Innerschweiz rennt in Scharen einem reformierten Pfarrerssohn hinterher.»

Diesem Mann werden alle möglichen politischen Ambitionen nachgesagt. Christophe Darbellay wird dieses Jahr das Präsidium der Partei abgeben, und es ist kein Geheimnis, dass sich Pfister für das Amt interessiert. «Es wäre eine reizvolle Aufgabe, den Leuten zu zeigen, dass man den Turnaround schaffen kann.» – «Bitte?» – «Ich meine, ich wüsste, was man machen müsste.»

Gerhard Pfister vertritt in Bern noch den alten CVP-Flügel innerschweizerischer Prägung: wirtschaftsfreundlich und konservativ, gegen Schwangerschaftsabbrüche, für den Vorbehalt der Ehe für Mann und Frau. Es ist eine Position im Rat, die von der CVP kaum mehr besetzt wird, weshalb es in der Partei und ausserhalb gerne heisst, Pfister könne sich gleich der SVP anschliessen – ein grosses Missverständnis. «Ich würde nie, nie bei der SVP politisieren», erklärt er. Erstens sei er liberaler in Wirtschaftsfragen, zweitens pflege er einen anderen Stil, drittens «Herkunft» – das ist das Killerargument. In einer anderen Partei zu dienen käme einer Selbstverleugung gleich.

Pfister gehört noch zu jenen CVPlern, die im katholisch-konservativen Milieu als eine Selbstverständlichkeit aufgewachsen sind. Sein Grossvater hiess Doktor Pfister, sein Vater hiess Doktor Pfister und er heisst Doktor Pfister. Alle waren sie Philosophen und studierten in Fribourg, alle sassen sie für die CVP im Zuger Kantonsrat.

Der Grossvater, ein Bauernsohn aus St. Gallen, gründete 1920 in Oberägeri ein «Landerziehungsheim», eine Schule



«Ich bin kein Freund von Smalltalk. Das Kumpelhafte geht mir ab.» CVP-Nationalrat Gerhard Pfister (53) im Nationalratssaal. Foto Keystone

mit drei Schülern, die später «Dr. Pfister Institut» hiess und die Gerhard Pfister in der Tradition der Familie weiterführte. Zu Spitzenzeiten gingen um die 200 Schüler in Oberägeri zur Schule. Inspiriert war der Grossvater von der Reformpädagogik: körperliche Ertüchtigung, gesunde Ernährung, lernen. «Es hatte etwas diesen Touch», sagt Pfister mit leichter Missbilligung und betont: «Wir wollten die Leute nie zu neuen Menschen erziehen.»

Als Gerhard Pfister achtjährig war, starb seine Mutter an Krebs. Der Vater, ein Patriarch alter Schule, lebte ganz für das Unternehmen. «Er war viel im Haus, gesehen haben wir ihn aber trotzdem nicht viel» – zu Hause habe ihn deshalb nicht viel gehalten, und so zog Pfister bedenkenlos in die Klosterschule nach Disentis. Schon während seines Studiums der Germanistik und Philosophie fing er an zu unterrichten. Zeit seines Lebens habe ihm der Vater nie eine Zahl des Betriebs gezeigt. Motto: «Wenn es dir nicht passt, verkaufe ich halt.» Der Alte hielt die Zügel fest in den Händen. «Das hat mich natürlich unglaublich gestört.» Und als er gestorben war, hörte er oft: «Unter Ihrem Vater wäre das nicht passiert.» Pfister sagt: «In einem Familienbetrieb werden Sie sehr lange mit Ihrem Vater verglichen, insbesondere, wenn es nicht gut läuft.»

## Verfall einer Familie

Mit Gerhard Pfister dünne sich die Traditionen aus: Die Kirche serbelt dahin, die CVP mit ihr, das Institut hat er 2012 geschlossen. «Es ist ein Familienunternehmen, und ich habe keine Kinder.» «Sind Sie der Totengräber der Familiengeschichte?» – Schweigen. «Die Emotionalität ist eine ganz andere Sache.» Gerhard Pfister ist persönlich, aber nicht intim. Man könnte nun leicht interpretieren, Pfister sei ein typischer Vertreter der dritten Generation, der das Bewährte gemäss Unfähigkeit und Bestimmung zugrunde richtet. Pfister selbst erwähnt beiläufig Thomas Manns Buch «Die Buddenbrooks. Verfall einer Familie». Pfister scheitert aber nicht am Unvermögen, er ist vielmehr in eine Zeit geboren, die gleichsam das Ende seines Milieus bestimmt hat.

Ein Romantiker ist Pfister nicht. Ohne Bitterkeit sagt er: «Die Ironie der Parteiengeschichte ist, dass die katholische Innerschweiz in Scharen der Partei

eines reformierten Pfarrerssohns hinterherrennt. Die CVP ist die letzte Partei, die den Wechsel von einer Milieupartei zu einer Partei der Ideen noch nicht vollzogen hat.»

## Leben mit Widersprüchen

Obwohl dem Konservativen immer wieder Mühen mit dem dominierenden christlich-sozialen Flügel in seiner Partei nachgesagt werden, bekennt er sich ausdrücklich zu diesem: «Ich finde die Vielfalt der CVP persönlich etwas Faszinierendes – marketingmässig ist es aber ein Riesenproblem.»

Während er in Zug in der Mitte seiner Partei steht, politisiert er in Bern am rechten Rand. Es ärgert ihn, wenn Kollegen nur noch verschämt zum Katholizismus stehen: «Religiosität hat in der heutigen Zeit das Klischee, ungenügendes Denken zu sein» – das nervt den katholischen Intellektuellen ganz besonders – «die CVP macht den Fehler, dass sie sich fremdschämt. Dabei werden wir zu 90 Prozent von Katholiken gewählt. Der Katholizismus ist in den Genen unserer Wähler.»

«Sind Sie gläubig?» – «Die Frage ist nicht, ob ich an Gott glaube, sondern ob Gott an uns glaubt.» «Trotzdem: Sind Sie gläubig? Diese Frage müssen Sie sich doch stellen.» «Natürlich. Stellen Sie sich vor, ich bete sogar, also glaube ich an Transzendenz. Ich habe aber auch Philosophie studiert, und Philosophie versucht einem den Glauben auszutreiben.» «Wie bringen Sie das in Einklang?» – «Mit Widersprüchen.»

Gerhard Pfister hat es sich nicht in Schablonen, Ideologien und Gedankenhäusern gemütlich eingerichtet. Vielleicht unterscheidet ihn gerade das so grundlegend von den meisten Politikern. Auf Anbiederung und Verstellung legt er keinen Wert: «Ich bin nun mal ein Katholik – so what?! Ich gelte in gewissen Kreisen als mittelalterlicher Reaktionär, so what?! Das ist mir egal.»

Gleichwohl betont Pfister unablässig den Privatcharakter der Religion. «Wenn jemand für höhere Steuern ist, versuche ich ihn zu überzeugen, dass tiefere Steuern gescheiter wären, wenn jemand für Abtreibung ist, versuche ich ihn nicht zu überzeugen.» Es gebe Fragen, bei denen die politische Argumentation an ihre Grenzen stösse. Da sei man von Wertesystemen geleitet. Diese

austreiben will er niemandem. Alles Missionarische ist ihm ein Gräuel. Wie aber will er die CVP retten? Pfister gibt sich strategisch bedeckt. Öffentlich seine Gedanken allzu deutlich zu äussern, würde eine Selbstzerfleischung in der CVP in Gang setzen. Andeutungen nur lassen erahnen, wohin die Reise gehen könnte: «Ich glaube, es gibt eine konservative Politik jenseits der SVP.»

Er glaubt, dass die Innerschweiz die Invasion der SVP noch nicht verwunden hat. «Dass Blocher ein reformierter Pfarrerssohn ist, ist den Innerschweizern doch egal», werfe ich ein. «In den Hinterköpfen nicht, in der Innerschweiz nicht», sagt er beharrlich.

Pfister würde wohl die katholisch-konservative Tradition der Partei betonen, gleichzeitig aber auch den Umbau zu einer Partei der Ideen anpeilen. Hier hüllt er sich in Schweigen.

«Wollen Sie also Präsident werden?» – «Ich habe mich nicht entschieden. Der Widerstand in der Partei wäre gross. Es wurde mir schon unumwunden beschieden, dass meine Position überall sein könne, aber nicht im Präsidium. Deshalb überlege ich mir schon, ob ich mir das antun soll.»

«Werden wir eigentlich irgendwann noch politisch?! Das ist alles sehr psychologisierend.»

Seine Kollegen haben nicht nur inhaltliche Differenzen mit dem Konservativen, sondern auch Probleme mit seinem Temperament. Aufbrausend, heisst es, sei er. «Es ist nicht so, dass ich in der Fraktion herumbrülle», beschwichtigt Pfister, «aber es kommt vor, dass ich den Leuten deutsch und deutlich die Meinung sage. Ich bin manchmal schärfer, als ich sein möchte.» Dann fast schon zart: «Ich will niemanden verletzen.» Auch heisst es, er sei arrogant, elitär: «Das rührt vielleicht daher, dass ich unter vier Augen zuweilen wirklich leide an der CVP und diesem Leiden Ausdruck gebe.»

## Die entscheidende Idee

Wer Pfister interviewt, merkt schnell, dass er das übliche Reflexionsniveau eines Politikers bei Weitem übersteigt. Etwas fähig wirkt er nur einmal,

als er plötzlich scharf innehält: «Werden wir irgendwann eigentlich noch politisch?! Das ist alles sehr psychologisierend.» Dann scheint er sich selbst zu beruhigen: «Es ist schon gut.»

Pfister ist Spieler, Machtmensch, Taktiker, aber einer mit Prinzipien. Planspiele aus der SVP, wonach man eine bürgerliche Allianz mit zwei SVP-, FDP-, und CVP-Bundesräten bilden könnte, weist er zurück. Er lässt sich nicht zeukeln: «Gesetzt den Fall, die Bundesversammlung würde mich anstelle eines SP-Bundesrates wählen, nähme ich die Wahl nicht an.»

In Bern ist er eher ein Einzelgänger. Wenn die Sitzungen zu Ende sind, fährt er nach Zug: «Ich finde Lobbyisten-Anlässe langweilig. Wenn eine Lobby etwas von mir will, dann reicht auch ein Mail. Dafür brauche ich kein Nachessen. Ich bin kein Freund von Smalltalk. Das Kumpelhafte geht mir ab.»

## Der Zapper

Das Gesellschaftliche scheint sich in zwei Zuger Männerbünden zu erschöpfen. Lieber aber scheint er zu Hause zu bleiben. Er lese viel, um gleich mit dramatisch angehobenen Brauen in eine Selbstanklage überzuleiten: «Ich bin Zapper – ich schaue zu viel Fernsehen.» Seine Doktorarbeit schrieb Pfister über Peter Handke, «einer der wenigen Autoren, die sich ästhetisch und poetologisch immer weiterentwickelt haben, immer neue Formen und Regeln gesucht hat. Das ist extrem spannend.» Pfister würde versuchen, die CVP in der Tradition neu zu erfinden.

Die Partei hat einen Präsidenten, der nach der Annahme der Minarett-Initiative laut darüber nachdachte, jüdische Friedhöfe zu verbieten – Christophe Darbellay, einen freundlichen Opportunisten aus dem Wallis. Sie hat einen Fraktionschef, der sich vor jeden Karren spannen lässt, wenn er sich damit persönliche Vorteile verspricht – Filippo Lombardi, die Verkörperung des Unmoralischen aus dem Tessin. Pfister könnte der Partei wieder Glaubwürdigkeit verleihen.

Wenn sein Bekenntnis zu den Christlichsozialen keine strategische Plattitüde ist, könnte er die Partei auch einen. Vielleicht hat er die zündende Idee für den Turnaround. Am ehesten ist dieses Kunststück ihm zuzutrauen. Die Frage ist, ob man ihn lässt.